



Schriften des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsass
der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek

»Die Grenze war fern«

Elsaß-Lothringen
im Spiegel der Literatur

herausgegeben von
Hermann Gätje und Sikander Singh

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2019
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de

Gestaltung und Satz: Muriel Serf
Umschlagabbildung: Feldpostbrief aus dem Deutsch-Französischen
Krieg 1870/71 – Nachlass Martha Babillotte im Literaturarchiv Saar-Lor-
Lux-Elsass, Saarbrücken
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-86525-751-2

Inhalt

Kriegsgefangen. Erlebtes 1870 Auszug Theodor Fontane	9
Feldbriefe 1870–71 Auszüge Georg Heinrich Rindfleisch	16
Erinnerungen eines Feldpredigers vor Straßburg im Jahr 1870 Auszug Emil Frommel	26
Der deutsche Krieg 1870–71 Auszug Philipp Ulrich Schartenmayer (d. i. Friedrich Theodor Vischer)	31
Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahr 1870 Auszug Karl Klein	36
Reise in das Rheinland, Elsaß und Deutsch-Lothringen 1871 Auszug Wilhelm Engelmann	42
Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Feldzug 1870/71. Erster Teil Auszug Karl Tanera	77
Auf der Grenze Christian Schmitt	89
Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870–71 Auszüge Helmuth von Moltke	90

Das Deutsch-Französische Kulturproblem im Elsaß	100
René Prévôt	
Elsässische Frage und kein Ende	130
Otto Flake	
Die Oberle Auszug	134
René Bazin	
Ein Wunsch	155
Ernst Stadler	
Rezension zu Hans Karl Abel: Die Elsässische Tragödie	158
Ernst Stadler	
Wenn man heimkommt	165
Ernst Stadler	
Die Elsässische Tragödie Auszug	168
Hans Karl Abel	
Lothringer Novellen Auszug	182
Bernd Isemann	
Die elsässische Frage	190
René Schickele	
Jugendjahre. Erinnerungen Auszug	193
Friedrich Lienhard	
Abschied vom Elsaß	198
Otto Flake	
Der Tag in Nancy Auszüge	200
Liesbet Dill	

Das ewige Elsass René Schickele	214
Seltsame Menschen (Aus dem Lothringer Land) Auszüge Alfred Pellon	246
Das Gut im Elsass Auszug Ernst Glaeser	255
Jugenderinnerungen eines Metzgers Auszüge Hermann Wendel	265
Der Zauberer Muzot Auszug Ernst Moritz Mungenast	286
Das Dorf Oskar Wöhrle	307
Im Schatten des Münsterturmes. Aus Kindheit und Jugendzeit Auszüge Claus Reinbolt	309
Am Abgrund hin. Fragmente der Lebenserinnerungen Auszug Eduard Reinacher	313
Zwischen Nationen, Sprachen und Kulturen: Zur Geschichte der Literatur im Reichsland Elsaß-Lothringen Sikander Singh	324
Verzeichnis der Autoren und Quellen	336

Kriegsgefangen. Erlebtes 1870 | Auszug

»Ins alte, romantische Land«

1. Domremy

Wie heißt der Ritter?
Baudicourt. Er steht
Kaum einen Tagesmarsch von *Vaucouleurs*.

*

Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken *Domremy*,
Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul.
(Jungfrau von Orleans.)

Am 2. Oktober war ich in Toul. Ich kam von Nancy. Nancy ist eine Residenz, Toul ist ein Nest. Es machte den Eindruck auf mich wie Spandau vor dreißig Jahren. Die Kathedrale ist bewundernswürdig, das Innere einer zweiten Kirche (St. Jean, wenn ich nicht irre) von fast noch größerer Schönheit, aber von dem Augenblick an, wo man mit diesen mittelalterlichen Bauten fertig ist, ist man es mit Toul überhaupt.

In 2 Stunden hatt' ich diese Sehenswürdigkeiten hinter mir und dennoch war ich gezwungen, 2 Tage an dieser Stelle auszuhalten. Dies hatte darin seinen Grund, daß unmittelbar südlich von Toul das Jeanne d'Arc-Land gelegen ist, und daß es, Dank dem Kriege und den Requisitionen, unmöglich war, in der ganzen Stadt einen Wagen aufzutreiben. Die Partie selber aufzugeben schien mir untunlich, ich hätte jede Mühe und jeden Preis daran gesetzt. Endlich, am Nachmittage des zweiten Tages, hieß es: Madame Grosjean hat noch einen Wagen. Ich atmete auf. In einem schattigen Hinterhause, dicht neben der Kathedrale, fand ich die genannte Dame, die bei

zurückgeschlagenen Gardinen in einem großen Himmelbette saß. Sie war krank, abgezehrt, hatte aber die klaren, klugen Augen, die man so oft bei hektischen Personen findet, und die nie eines Eindrucks verfehlen. Wir unterhandelten in Gegenwart zweier Gevatterinnen, die mindestens eben so gesund waren, wie Madame Grosjean krank. Das Geschäftliche arrangierte sich leicht; nur ein Übelstand blieb, an dem auch jetzt noch die Partie zu scheitern drohte: das einzig vorhandene Gefährt, ein char à banc, war nämlich zerbrochen und Mr. Jacques, Schmied und Stellmacher, hatte erklärt, überbürdet mit Arbeit, die Reparatur nicht machen, keinesfalls aber den Wagen abholen lassen zu können. In diesen letzten Worten schimmerte doch noch eine Hoffnung. Ich eilte also auf die Straße, engagierte zwei Artilleristen vom Regiment »Feldzeugmeister«, spannte mich selbst mit vor, und im Trabe jagten wir nun mit der leichten Kalesche über das holprige Pflaster hin, in den Arbeitshof des Mr. Jacques hinein. Dieser war ein Hüne, also gutmütig wie alle starken Leute. Meine Beredsamkeit in Etappen-Französisch amüsierte ihn ersichtlich und wir schieden als gute Freunde, nachdem er versprochen hatte, bis Sonnenuntergang die Reparatur machen zu wollen. Er hielt auch Wort.

In der Dämmerstunde klopfte es an meine Tür. Ein Blaukittel trat ein; teilte mir mit, daß er der »Knecht« der Madame Grosjean sei, und daß wir am andern Morgen 7 Uhr fahren würden. Soweit war alles gut. Aber der Blaukittel selbst flößte mir wenig Vertrauen ein, am wenigsten, als er schließlich versicherte: die Partie sei in einem Tage nicht zu machen, wir würden nach Vaucouleurs fahren, von dort nach Domremy und von Domremy wieder zurück nach Vaucouleurs, aber mehr sei nicht zu leisten; in Vaucouleurs müßten wir übernachten. Er berief sich dabei auf einen russischen Grafen, mit dem er vor Jahresfrist dieselbe Partie gemacht habe, und begleitete seine Rede, die mir aus nichts als aus den vollklingenden Worten »Kilometer« und »quatre-vingt-douze« zu bestehen schien, mit den allerlebhaftesten Gesten. Ein starker Verdacht schoß mir durch den Kopf; wer indessen viel gereist ist, weiß aus Erfahrung, daß auf solche Anwandlungen nicht allzuviel zu geben ist, und ich entließ ihn ohne weiteres mit einem kurzen: Eh bien, demain matin 7 heures. Ich freute mich sehr auf diesen Ausflug. Das Mißtrauen, das so plötzlich in mir aufgestiegen war, galt mehr dem Blaukittel in Person, als der Gesamtsituation, und dieser

Person glaubte ich schlimmsten Falls Herr werden zu können. Ich lud meinen Lefauchaux-Revolver und wickelte ihn derart in meine Reisedecke, daß ich durch einen Griff von rechts her in die nun muffartige Rolle hinein, den Kolben packen und eine »Gefechtsstellung« einnehmen konnte. Ich *muß* dies erwähnen, weil es zu einer späteren Stunde von Wichtigkeit für mich wurde. Daß ich den Revolver nicht mit mir führte, um etwa auf eigene Hand Frankreich mit Krieg zu überziehen, brauch ich wohl nicht erst zu versichern; man hat aber die Pflicht, sich gegen mauvais sujets und die Effronterien des ersten besten Strolches zu schützen.

7 Uhr früh rasselte der Wagen über das Pflaster und hielt vor meinem Hotel. Ich war fertig; eine Viertelstunde später lag Toul hinter uns.

Bis Vaucouleurs sind 3 Meilen. Von rechts her traten mächtige Weingelände, in der Mitte des Abhangs mit helleuchtenden Dörfern geschmückt, bis an die Straße heran; nach links hin dehnten sich Fruchtfelder, dahinter Bergzüge, oft in blauer Ferne verschwimmend. Es war eine entzückende Fahrt; die Chaussee bergansteigend und wieder sich senkend, dann und wann ein Flußstreifen, eine Wassermühle, dazu rund umher das Herbstlaub in hundert Farben schillernd. Ehe wir noch die erste große Biegung des Weges erreicht hatten, erfüllte sich, was sich immer zu erfüllen pflegt: ein Fußgänger stand am Wege und bat, aufsteigen zu dürfen. Der Kutscher stellte ihn mir als einen seiner »Freunde« vor. Ich kann nicht sagen, daß er mir dadurch besonders empfohlen worden wäre, und ich rückte meine Reisedecke unwillkürlich etwas zurecht. Ich hatte aber unrecht. Der neue Fahrgast erwies sich als ein freundlicher, angenehmer Mann; plaudernd über Krieg und Frieden fuhren wir um 10 Uhr in Vaucouleurs hinein.

Ein reizender kleiner Ort. Der Kutscher hatte zwei Stunden dafür festgesetzt, Zeit genug, die alte Kapelle und das leidlich wohlerhaltene Schloß des »Ritters Baudricourt«, das die Stadt beherrscht, zu besuchen. Über diese Erinnerungsstätte zu berichten, ist hier nicht der Ort. Um 12 Uhr weiter nach Domremy.

Domremy – das von den Bewohnern dortiger Gegend immer nur Dórmý ausgesprochen wird – liegt noch drittelhalb Meilen südlich von Vaucouleurs. Das Terrain verändert sich hier etwas und nimmt mehr und mehr den Charakter eines Defilees an. Die Höhenzüge zur Rechten bleiben dieselben, aber von gegenüber treten die Berge näher heran, während unmittelbar zur

Linken ein breites Wiesental sich zieht, drin die Meuse fließt; das Ganze nicht ohne Reiz, aber ein wenig kahl und verbrannt, voll frappanter Ähnlichkeit mit dem Nuthetal, das sich von Potsdam aus, an Saarmund vorbei, bis hinauf an die alte sächsische Grenze zieht. Halben Wegs erreicht man Burey en Vaux, das Dörfchen, wohin Jeanne d' Arc zu ihrem Oheim Durand Laxart ging, als sie im elterlichen Hause nicht länger wohlgelitten war; dann (zur Linken) ein mittelalterliches, halb schloßartiges Gehöft, bis endlich, bei einer Biegung des Weges, Domremy selbst mit einzelnen seiner blitzenden Dächer sichtbar wird. *Nicht* mit seiner Kirche. Es hat nur eine Kapelle, die, etwas tief gelegen, sich hinter Pappeln und anderem Baumwerk versteckt.

Die letzten zehn Minuten vor Einfahrt in das Dorf waren die schönsten. Es war, als ob die Reisegötter hier noch einmal den Zweck verfolgten, ein übriges für mich tun und die ganze Szene künstlerisch abrunden zu wollen. Ein Geistlicher in weißem Haar und breitkrämpigem Hut kam des Weges; wir grüßten einander. Ein Hirt folgte; strickend schritt er seiner Herde voraus. Durch die herbstlich klare Luft zogen Tausende von Sommerfäden, und auf meine neugierige Frage, welchen Namen diese weißen Fäden in Frankreich führten, antwortete mein Kutscher: les cheveux de la Ste. Vierge. War es denkbar, unter glücklicherer Vorbedeutung in das Dorf der Jeanne d' Arc einzuziehen? Und doch täuschten alle diese Zeichen.

Um 3 Uhr etwa fuhren wir in die Hauptstraße von Domremy hinein. Es ist ein Dorf von mittlerer Größe, eher klein. Der Eindruck, trotz hellen Sonnenscheins und des weißen Anstrichs der Häuser, war ein düsterer; alles schien auf Verfall und Armut hinzudeuten. In der Mitte des Dorfes hielten wir vor einem rußigen, anscheinend herabgekommenen Gasthause, das in verwaschenen Buchstaben die Inschrift trug: Café de Jeanne d' Arc. Es war unheimlich. Ich hatte dieselbe, mich direkt ins Herz treffende Empfindung wie am Abend vorher, wo der Blaukittel mich besucht und seine Botschaft ausgerichtet hatte.

Ich eilte, mich diesem Eindruck zu entziehen; die geweihte Stätte, wo »la Pucelle« geboren wurde, schien mir der geeignetste Platz dazu. Ich brach also unverzüglich auf. Es waren nur 150 Schritt; in einem Stück Gartenland lag das ehrwürdige Gemäuer. Ich zog die Glocke an einem sauberen drahtgeflochtenen Gittertor, das den Garten von der Straße schied.

Eine »Religieuse« öffnete und machte die Führerin. Und siehe da, als ich erst in der Nische über der niederen Eingangstür das in Stein gemeißelte Bild der gewappneten Jungfrau, innerhalb des Hauses selbst aber den alten eichenen Wandschrank sah, der ihr Jahre lang als Truhe gedient hatte, fiel alles Mißtrauen wieder von mir ab und ich fühlte mich ganz dem Zauber dieser Stunde hingegen. Ich machte meine Notizen, trat dann zurück in den Garten und versenkte mich noch einmal in den Anblick dieses in Geschichte und Dichtung gleich gefeierten Ortes. Convolvulus rankte sich um die Stämme einiger Zypressen; Resedabeete füllten die Luft mit ihrem Duft, die Religieuse sprach leise freundliche Worte; – alles war Poesie.

In unmittelbarer Nähe des Hauses »de la Pucelle« liegt die Kapelle. Sie ist gotisch. Einige Glasfenster, namentlich eines, dessen bunte Scheiben das Wappen der Jeanne d'Arc aufweisen, deuten auf das 15. Jahrhundert zurück; das meiste aber ist modern. Ich verweilte wohl eine Viertelstunde an dieser Stelle, mir jedes Kleinste einprägend, und trat dann wieder vor das Portal der Kapelle, zu deren Linken sich eine Statue der Pucelle erhebt. Diese kniet im Gebet, preßt die linke Hand aufs Herz, während sie die rechten Himmel hebt; – eine wohlgemeinte, aber schwache Arbeit.

Ich klopfte eben mit meinem spanischen Rohr an der Statue umher, um mich zu vergewissern, ob es Bronze oder gebrannter Ton sei, als ich vom Café de Jeanne d'Arc her eine Gruppe von 8 bis 12 Männern auf mich zukommen sah, ziemlich eng geschlossen und unter einander flüsternd. Ich stutzte, ließ mich aber zunächst in meiner Untersuchung nicht stören und fragte, als sie heran waren, mit Unbefangenheit: aus welchem Material die Statue gemacht sei? Man antwortete ziemlich höflich: »aus Bronze«, schnitt aber weitere kunsthistorische Fragen, zu denen ich Lust bezeugte, durch die Gegenfrage nach meinen Papieren ab. Ich überreichte ein rotes Portefeuille, in dem sich meine Legitimationspapiere befanden, selbstverständlich nur *preußische*. Man suchte sich darin zurecht zu finden, kam aber nicht weit und forderte mich nunmehr auf, zu besserer Feststellung sowohl meiner Person, wie meiner Reiseberechtigung ihnen in das Wirtshaus zu folgen.

Die ganze Szene, so peinlich sie war, hatte, der Gesamthaltung der Dorfbewohner nach, nicht gerade viel Bedrohliches gehabt und schien nach unserem Eintreten in das Wirtshaus, wo bald Wein und Reimser Biskuit

herumgegeben wurden, ein immer helleres Licht gewinnen zu wollen. Ich machte alle Umstehenden, deren Zahl von Minute zu Minute wuchs, mit dem Inhalt meiner Legitimationspapiere bekannt und setzte ihnen offen den Zweck meiner Reise und dieser speziellen Exkursion nach Domremy auseinander, was alles wohl aufgenommen wurde. Aber der kleine Lichtstrahl, der eben durchbrechen wollte, sollte bald wieder schwinden. Ich war eben noch im besten Perorieren, als ein junger Bauer, der sich mit meinem Stock zu tun gemacht hatte, die Krücke aus der Stockscheide zog und mit einem »ah, un poignard« die mir zuhörende Gesellschaft überraschte. Es durchfröstelte mich etwas, weil ich klar einsah, was jetzt notwendig kommen mußte. Ich faßte mich aber schnell und zur Initiative greifend, die allein einem Schlimmeren vorbeugen konnte, sagte ich mit Ruhe: Naturellement, Messieurs, je suis armé. Ich sprach es so, daß man heraushören mußte: mit diesem Poignard allein ist es nicht getan. Man verstand mich auch sofort und von mehreren Seiten hieß es jetzt: »ah, ah! sans doute un revolver«, während andere dazwischen riefen: »où est-il? où sont ses effets? cherchez! apportez!« Man brachte alsbald meine Reisedecke und bestand seltsamerweise darauf, daß ich sie selber öffnen solle. Es war, als hätt' ich sie mit Torpedos geladen. Ich konnte mich selbst in diesem Augenblicke eines Lächelns nicht erwehren, löste die Riemen, wickelte die Decke auseinander und überreichte meinen Revolver. Er ging von Hand zu Hand; ich konnte wahrnehmen, daß er mit sehr verschiedenen Gefühlen betrachtet wurde.

Die Situation war bereits heikel genug, aber schlimme Momente kommen nie allein; so auch hier. In eben diesem Augenblick, wo die Stimmung gegen mich ziemlich hoch ging, drängte sich durch den dichtesten Haufen ein wüst aussehender Geselle, der, gedunsen und kurzhalsig, seiner apoplektischen Anlage durch 6 Liter Wein täglich zu Hülfe zu kommen schien, stellte sich sperrbeinig vor mich hin, schlug mit der Faust auf seine Brust und erklärte mit lallender Zunge: »Je suis le Maire.« Dies kam mir *sehr* ungelegen. Ich griff zu einem verzweifelten Mittel und sagte ihm unter Verbeugung, »daß ich erfreut sei, ihn zu sehen«, was bei einzelnen (ich hatte also richtig gerechnet) sofort eine gewisse Heiterkeit zu meinen Gunsten erweckte und die Gebildeteren veranlaßte, die Dorfborgigkeit, die noch allerhand faselte, bei Seite zu schieben. Dies war sehr wichtig für mich.

Solch trunkener Imbecile, an dem alles, was Vernunft und Wahrheit ist, notwendig scheitern mußte, war das Schlimmste, was mir in solchem Momente begegnen konnte.

Einer aus dem Kreise der Minorität trat jetzt an mich heran und fragte ruhig: ob ich damit einverstanden sei, daß man mich nach Neufchateau auf die Souspräfektur führe? Ich mußte lächeln; ebenso gut hätte er mich fragen können, ob ich damit einverstanden sei, gehängt zu werden? Ich mußte eben tragen, was über mich beschlossen wurde.

Meine Einwilligung war kaum ausgesprochen, als man meinen Kutscher, der mich übrigens *nicht* verraten hatte, antrieb, seinen Braunen wieder einzuspannen. Ich bezahlte meine Zehrung, die Wirtin nahm das Geld und sah mich teilnahmsvoll an. Sie schien sagen zu wollen: die Welt ist toll geworden. Im Moment, wo ich auf den Flur hinaustrat, legte ein hübsch aussehender, rotblonder Mann seine Hand auf meine Schulter und flüsterte mir zu: »Monsieur, encore un moment!« Er wies auf ein großes Hinterzimmer, in das er voranschritt; ich folgte. Als wir allein waren, zeigte er mir ein Papier, das an seiner Spitze ein umstrahltes Dreieck und in dem Dreieck, soviel ich erkennen konnte, einige hebräische Zeichen trug. »Connaissez vous cela?« Es schien mir ein Freimaurer-Papier. Ich antwortete: »Nein«, hinzusetzend, daß ich die Bedeutung allerdings zu kennen glaubte. »Ah! c'est bon!« Er steckte sein Papier wieder ein und ich war entlassen. Ob er wirklich meine Freilassung durchsetzen wollte, oder ob das Ganze umgekehrt nur eine Falle war, darüber kann ich bloß Vermutungen hegen. Das eine ist so gut möglich, wie das andere.

Wir stiegen auf. Rechts der Kutscher, links ein Franc tireur, ich eingeklemmt zwischen beiden; hinter uns, auf einem Strohbündel, lagen zwei Blusenmänner. Die Sonne war im Niedergehen, der Abend klar und schön; so ging es auf Neufchateau zu.

1870/1871

Feldbriefe 1870–71 | Auszüge

Woippy, 30. Oktober.

Gestern war der große Tag der Uebergabe von Metz, »notre Pucelle«, wie das Journal von Metz am 29. Oktober selbst mit Ironie sagt! Das Ereigniß wird bei Euch schon durch alle Tonarten besprochen, beleuchtet und bejubelt sein – ich hätte wohl gewünscht bei dem Ausbruche des Enthusiasmus zu sein, als die längst ersehnte Depesche kam – wir Alle hatten den nämlichen Gedanken, – natürlich nur unter der Bedingung, daß uns unser Platz h i e r deshalb nicht verloren ginge! Also u n s e r Antheil! Am 29. früh rückten wir bei Regen und Sturm über die Mosel zurück, die Colonnenwege waren grundlos und der Himmel hing so voller Wolken, daß wir unsere neue Eroberung, die uns im Sonnenlichte so oft gehöhnt, nicht sehen konnten, aber u n s e r war sie: mit einem Fernrohre hatten wir in einem helleren Momente u n s e r e Fahnen auf den uneinnehmbaren Wällen der Forts flattern gesehen. An der Chaussee, auf der das Canrobert'sche Corps, das uns speziell zugefallen, defiliren sollte, stellten sich die Brigaden auf, mit flatternden Fahnen und geladenem Gewehr, ein Caudinisches Joch aus lebendigen Menschen gebildet. Mehrstündiges Harren, strömender Regen, aber kein Ruf der Ungeduld; Jeder fühlte, daß die, die da kommen sollten, keinen Grund hatten, sich zu beeilen auf ihrem sauern Gange, Endlich lief es die eisernen Reihen herunter: sie kommen! Ich gestehe, daß mir das Herz weich wurde und daß mir die Thränen in die Augen stiegen, als ich sie heranrücken sah, die stolzeste Armee, der Stolz der übermüthigsten Nation, noch in ihrer Entehrung so stolz und keck aussehend – nun den Wanderstab in der Hand, der die Waffe entfallen war! Es war ein Moment, dessen genugthuungsvolle Schauer mir nie aus der Seele schwinden werden, es durchbebte mich nur das eine Wort und der eine Gedanke: ein Gottesgericht, das sich vor deinen Augen abspielt! Es war auch stundenlang eine fast lautlose Stille, als der Zug vorbeiging – 40,000 Mann, und sie nur das Viertel der gewaltigen Armee, die gebrochen und

gedemüthigt der Gefangenschaft entgegenging. Von dem Aussehen der Sache im Einzelnen erzähle ich Dir wohl lieber, man kommt sonst in den Ton der Schlachtenbummler, der Einem in den Zeitungen so verhaßt ist. Als es schon ganz dunkel war, liefen die letzten Abtheilungen an uns vorüber, und während sie in das Dunkel das Moselthales hinaustrabten, zogen wir nach der verlassenen Festung zu. Zunächst nach dem Orte, woher ich schreibe, einem kleinen Flecken ungefähr noch eine Stunde von der eigentlichen Festung, der aber längst selbst zu einer Festung geworden war, die uns Tausende und aber Tausende gekostet haben würde, wenn wir verurtheilt gewesen wären, sie mit stürmender Hand zu nehmen. Heute und morgen haben wir hier Ruhetag – übermorgen werden wir, wahrscheinlich über Toul in der Richtung auf Bourges abmarschiren, wenn der Waffenstillstand nicht dazwischenkommt, auf den wir uns allmählich gefaßt machen. Die kurze Rast ist ganz erwünscht. Als wir aus dem Bivouac aufbrachen, waren wir mit Allem am Rande; seitdem hat sich aber die ganze Fluth der lange verhaltenen Postsachen auf uns ausgegossen, alle Deine Poststücke sind da, und auch von Weizsäcker, von Ziebarth, von Eduard und von der Mama sind Sendungen eingetroffen, so daß wir uns vortrefflich für die ersten Marschtage durch ausfouragirte Gegenden eingerichtet sehen! Dank allen gütigen Gebern, auch Frau Consbruch für die Bohnen, die wir heute Mittag mit Hochgenuß auf das Wohl der Heimath verzehrt haben!

Das Leben hier im Orte ist eigentlich nur mit wenigen Worten wiederzugeben. Alles geht bunt durcheinander, die Straßen, mit einem Roth ohne Maß bedeckt, wimmeln von preußischer Infanterie, die in ihrem Bivouacschmutze recht zu dem düstern Regenwetter paßt, das unser getreuer Verbündeter gegen die Belagerten gewesen ist; Alles rennt umher, um sich zu orientiren, die mächtigen Batterien und verlassenen Bivouacs zu sehen, mit denen das Dorf und die ganze Umgegend bedeckt ist. Dazwischen treiben sich die französischen Offiziere mit ihren Burschen herum, die erst in den nächsten Tagen abgeführt werden sollen, und der puppenartige Putz der Uniformen contrastirt unaussprechlich mit der düstern Situation, in der sie sich befinden. Die große Straße, die nach Metz führt, wimmelt von Landleuten, die sich nach Metz hineingeflüchtet hatten und nun, meist mit einem Pferde vor dem Wagen und dem Sichelzeuge der geschlachteten andern darauf, oft im lächerlichsten Kostüm, mit allerlei Hausrath und Plunder

beladen, nach ihren Dörfern zurückkehren. – Viele, Viele finden nur kahle Trümmer, kaum Einer wird sein Anwesen unverwüstet wiederfinden. Man hat sie mit den sündhaftesten Lügen eingeschüchtert, sie haben keine Möglichkeit des Urtheils gehabt – wer giebt ihnen Entschädigung für ihren Ruin? Aber an Alles das kann man nicht lange denken, es geht zu bunt durcheinander! Alle Stunden kommen neue Regimenter durch, endlose Colonnen werden mit Fluchen und Schreien durchgejagt, dazwischen blüht vor jedem Hause, das etwas zurückliegt und so ein geschütztes Plätzchen giebt, die Marketenderindustrie; es kommen sogar schon Omnibusse aus Metz heraus, und selbst ein Kameel und ein Affe fehlt nicht, um das Treiben völlig bunt zu machen. – Gott weiß, wie es der Besitzer angefangen hat, um sich damit durch die zehnwöchentliche Einschließung durchzuhungern! Unsere sämmtlichen Burschen sind auf den Raub ausgezogen! Es steht hier Vieles in Massen umher, was »Niemand« gehört; zwei Wagen mit Pferden und Zeug haben wir uns ohne weiteres von der Gasse weggenommen, sie gehören »Niemand« und wir brauchen sie, um uns für den Marsch bequem und sicher einzurichten, also ist das Exempel fertig! wer will danach fragen? – aber welches Elend klebt vielleicht an dem Besitze, was hat der arme convoyer zu leiden gehabt, bis er von Pferd und Wagen davongelaufen ist?! – Ich bin sehr begierig zu hören, wie Ihr den Fall von Metz aufgenommen habt! Bei u n s hat sich das Urtheil über die französische Armee mächtig herabgestimmt, seit wir ihnen etwas näher auf die Finger gesehen haben. Mangel mögen sie in der letzten Zeit gelitten haben, und die Leiden des schlechten Wetters mögen sie noch härter getroffen haben, als uns Nordländer! Aber h e r a u s hätten sie g e m u ß t , wenn sie wirklich ernstlich gewollt hätten; keine preußische Armee von derselben Stärke würde sich haben so einschließen lassen, sie hätten uns auf vielen Stellen, z. B. da, wo wir zuletzt gestanden, fast ohne Waffen bei Seite drücken können; wir haben auf einer gefüllten Pulvertonne gelebt, ohne die Größe der Gefahr zu kennen, die über uns schwebte – aber es hat am Besten, an der eisernen Disciplin gefehlt, ohne welche Massen, wie diese, nicht beherrscht werden können; der Eindruck der Niederlage vom 16. und 18. August ist zu mächtig gewesen, und der Offizier ist nicht im Stande gewesen, den gemeinen Mann mit fester Hand darüber hinwegzuheben. Deshalb haben sie niemals mit vollem Ernste angegriffen, und sich mit Phantasien über einen

dreifachen Schanzengürtel und über furchtbare Batterien abgespeist, wovon – zu unserer eignen Schande, möchte man beinahe sagen, wenn wir nicht so sicher auf unsere lebendigen Mauern bauen könnten – fast Nichts vorhanden ist! Welche furchtbaren Empfindungen müssen die Offiziere haben, wenn sie durch unsere »Linien« hindurchziehen, die aus ein paar elenden Schützengraben und drei, sage drei, erst ganz neuerlich aufgeführten Schanzen bestehen, während sie selbst das ganze Land um Metz herum in eine einzige ungeheure Festung verwandelt hatten. Es ist aber gar nicht anders zu nennen als ein »Gottesgericht«, der glänzendste Triumph des ernstesten, eisernen, sittlichen Willens über einen leicht beauscherten und rettungslos entmuthigten Leichtsinn! Natürlich schreit Alles über »Verrath« und die Metzger Zeitung vom 29. – die freilich erst in dem Moment erschienen ist, als die Preußen die Festung besetzten – fragt Bazaine in einer offenen Ansprache, wieviel der Preis für das verrathene Frankreich betragen habe! Aber wir wissen ja, was es mit dieser Rückzugsbrücke der großen Nation auf sich hat! Es ist Alles wurzelfaul, und, wenn dann der Schwindel zusammenbricht, hüllt sich die Masse in den Mantel der Unschuld und kreuzigt den einen oder anderen Unglücklichen, der das Glück gehabt hat, an ihrer Spitze zu marschiren! Zu bessern ist an der Bande nichts, sie müssen nur auf so lange als irgend möglich ruiniert und womöglich überhaupt unschädlich gemacht werden. Der Besitz von Metz wird leider in diesem Verfahren eine Rolle spielen müssen. Als ich heute auf einer der beherrschenden Batterien stand, und einer der wenigen Sonnenstrahlen das ganze riesige Tableau der Stadt mit den hochthronenden Forts erhellte, überkam mich das Bewußtsein, daß man eine so furchtbare Waffe wohl kaum aus der Hand legen könnte, selbst auf die Gefahr hin, den Kriegsgedanken auf eine Reihe von Jahren in Permanenz zu erklären. Es wäre freilich ein böser und gefährlicher Besitz, der Kampf der Eroberer mit den Unterworfenen würde in tausend Formen mit immer neuer Erbitterung aufgenommen werden, denn es herrscht ein tiefer Haß gegen die Preußen in der ganzen Bevölkerung, und die plumpsten Lügen gegen uns werden am liebsten geglaubt. Aber – der Besitz ist ein gewaltiges Bindemittel, und es ist ein geniales Werk, das man hier in seinen Händen hat! –

Nun ist Dir aber wohl genug der »hohen Politik«? Hätte ich Dir nur noch etwas ganz Besonderes von mir persönlich zu erzählen! Aber es geht jetzt glücklicherweise Alles seinen gewöhnlichen Gang, und wenn wir erst, wohl ausgeruht, in eine ordentliche Marschbewegung kommen, werden auch die letzten Wölkchen der kleinen Leiden verschwinden, die mit dem feuchten Bivouacleben zusammenhängen, und eigentlich nur dann Macht über den Menschen haben, wenn man Zeit hat, sich der Beobachtung derselben zu überlassen. Eben kommt der Hauptmann nach Hause und erzählt von einem Gerücht über einen sechstägigen Waffenstillstand vor Paris! Ich könnte mich nicht sehr darüber freuen, wenn man vor Paris noch irgend ein Wort der Güte redete. Doch, der Hauptmann ist heute in einer so ausgelassenen Lügenlaune, daß er vielleicht auch mich einmal anschnurren möchte. Ich will also abwarten, was an der Sache ist, und mich vorläufig auf den Marsch nach Bourges bereiten, wohin Du uns über Toul begleiten kannst! Nun leb wohl, meine gute Alte, ich will heute Abend noch an Ziebarth schreiben – grüße Alle, danke Frau Consbruch speciell für das Bohnengeschenk und küsse die Kinder. Da wir nun auf den Marsch kommen, so schicke bis auf weiteres kein Packet mehr, wir sind ja ohnehin jetzt so reichlich versehen! Nochmals vielen Dank für alle Liebe.

Woippy bei Metz, 31. Oktober.

(An Professor Ziebarth.)

Da saßen wir also endlich in dem lange ersehnten Schooße der »Jungfrau«, in einem fast von allem Mobiliar entblößten Hause bei scheußlichem Regenwetter, daß man nicht 100 Schritte weit sehen kann, und doch voll Dank gegen das Schicksal, das uns den Feind endlich doch noch in die Hände geliefert hat! Ihr draußen im Reiche werdet auch keine geringe Freude über die langerhoffte Depesche gehabt haben, und das Resultat ist ja auch, rein an sich betrachtet, wie im allgemeinen Zusammenhange der Entwicklung so großartig, daß man immer von Neuem wieder über die Möglichkeit desselben nachdenken muß. 150,000 kampfgewöhnte Soldaten, über 4000 Offiziere und 70 Generale, ein unermeßliches Material, und eine Festung, wie sie nicht großartiger und genialer gedacht werden könnte.